

Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre

SONDERDRUCK

 **BOUVIER**

# Von der Heldensprache zur Bürgersprache

## Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert

Von Ludwig M. Eichinger

### 1. Diskursgeschichte und historische Soziolinguistik

Was immer die Aufgaben einer historischen Soziolinguistik sind und sein können, sie wird nicht umhin können, sich von anderen Weisen der Auseinandersetzung mit den historischen und sozialen Umgebungsfaktoren sprachlicher Interaktion abzusetzen. Der kritische Punkt dabei ist, daß die Erforschung vergangenener Zustände ohnehin auf eine Interpretation schriftlich vorliegender Texte angewiesen ist, sei sie nun eine historische, eine soziologische oder eine soziolinguistische. Das heißt, eine historische Soziolinguistik muß an die vorliegenden Texte ihre eigenen Fragen stellen, die sich von denen der „konkurrierenden“ Disziplinen erkennbar unterscheiden, ja sie womöglich sogar in sinnvoller Weise ergänzen sollten. Diese Fragestellungen sollten sich ja wohl aus denen ableiten lassen, die die gegenwartsbezogene Soziolinguistik entwickelt hat. Eine der vielversprechenden Forschungsstrategien in der Soziolinguistik scheint in der Erforschung des Sprachbewußtseins, der Attitüden, oder wie immer man dieses Objekt des wissenschaftlichen Interesses nennen mag, zu liegen. Vielversprechend vor allem deshalb, da in diesem Konzept und den damit verbundenen weicheren, interpretativen Vorgehensweisen Wissen durch *Verstehen* gewonnen wird, durch die traditionelle Kategorie der Erkenntnis in den Geisteswissenschaften also. Die historische Anwendung dieses Konzepts hat unmittelbar erkennbare zusätzliche Hindernisse zu gewärtigen. Aus einer der Nöte, in die man dabei kommt, kann man allerdings mit einiger Aussicht auf Erfolg versuchen eine Tugend zu machen. Die Not ist unverkennbar: selbst die perfektste historisch-teilnehmende Rekonstruktion bleibt unvollkommen, zum einen in der Sache, da immer unvollständig, und zum anderen grundsätzlich, da monologisch und da, wie alle Zeitmaschinengeschichten lehren, die Vergangenheit nie mehr das wird, was sie einmal war. Als Tugend aber kann man die daraus folgenden methodischen Präkautele verstehen. Denn niemand würde versuchen, historische Äußerungen über Geltung und Einschätzung bestimmter Sprachformen und Sprechweisen naiv wörtlich und für bare Münze zu nehmen, und nicht gut philologisch-pragmatisch die Bedingungen für und die Regeln der historischen Kommunikation so genau wie möglich zu rekonstruieren, und die beobachtbaren Regularitäten und die Aussagen auf dieser Folie miteinander zu konfrontieren. Denn auch die Sprechweisen über die Sprache haben ihre Geschichte.

Aus diesen „unvorgreiflichen Gedanken, betreffend“ die Bedeutung eines historischen wie sprachwissenschaftlichen Ansatzes kann man ableiten, daß Beiträge zu einer Ge-

schichte des Redens über Sprache zu den grundlegenden Arbeiten im Rahmen einer historischen Soziolinguistik gehören sollten.

## 2. Die Bedeutung des 18. Jahrhunderts

Die folgenden Bemerkungen zu einem Textsorten-Strang in einem zeitlichen Ausschnitt aus der Geschichte des Redens über Sprache betreffen einen für die Normierung der deutschen Standardsprache und die Durchsetzung dieser Norm entscheidenden Zeitraum. In ihm wird der entscheidende Kampf um den Gewinn neuer Domänen für das Deutsche ausgetragen und zu einem für das Deutsche erfolgreichen Ende geführt. In Hans Eggers' *Deutsche(r) Sprachgeschichte* liest sich das so:

Wir haben früher dargestellt, wie sich ein neues Schriftdeutsch ausgebildet hatte, das mit keiner deutschen Mundart übereinstimmte. Niemand hatte anfangs dieses Deutsch gesprochen, und auch an seinen schriftlichen Gebrauch mußten sich die Zeitgenossen im Wechsel mehrerer Generationen erst allmählich gewöhnen. Diese Aneignung einer neuen Schriftsprache und die (mehr oder minder unvollkommene) Übernahme ihrer Formen und Normen in die mündliche Rede sind soziologische Vorgänge, und das 18. Jahrhundert ist nicht nur für die Sprachentwicklung selbst, sondern für die Soziologie der neuen deutschen Sprache von allergrößter Bedeutung. (56)

Und Dieter Kimpel redet im selben Zusammenhang von dem „auch soziologisch bedeutsame(n) Umschwung von den metaphysischen Wirklichkeitsanspielungen einer akademisch gelehrten Bildung zum fortschrittsoptimistischen Utilitarismus des bürgerlichen common sense“ (in: Blackall 1966: 485).

Niklas Luhmann (1980) hat ausführlich beschrieben, daß etwa mit dem 18. Jahrhundert eine neue gesellschaftliche Ordnung ihren Anfang nimmt, „in der nicht mehr die Einteilung nach Schichten, sondern die Einteilung nach Funktionssystemen die Primärdifferenzierung der Gesellschaft bedingt“ (a.a.O.: S. 82). Das geschieht zunächst, ohne daß es den Beteiligten bewußt wurde, so daß in den Interaktionsprinzipien „Veränderungen eintreten, die der Oberschichtinteraktion ihre bisherige Funktion entziehen“ (ebd.: 84). Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird diese Umschichtung abgeschlossen. Die Leitfrage des 18. Jahrhunderts wird die nach dem Nutzen, entsprechend gilt die Sozialität, der gesellschaftliche Nutzen als individueller und gemeinschaftlicher Leitwert.

„Das läßt bereits eine Kritik der Gesellschaft auf der Linie *homme/citoyen* zu, aber ein deutliches Bewußtsein oder gar eine Theorie des Strukturumbaus der Gesellschaft ist auch hier noch nicht möglich.“ (ebd.: 84).

Um vielmehr die alte Gesellschaftsstruktur nicht radikal zu verändern, wird das Konzept galanter Konversation entwickelt, in der das „nützliche“ Wissen in gesellschaftlich akzeptabler beiläufiger Form vermittelt wird. Im Rahmen dieser „Norm des Zutraglichen, Eleganten, glatt Formulierten“ (125) gewinnen auch in der Literatur Gattungen an Gewicht, die diese Darstellungsweise erlauben. So eben die Formen des

Dialogs oder des Briefs. Daraus ergibt sich die Motivation, sich aus soziolinguistischer Sicht gerade mit diesen gesprächsförmigen, wenig von der klassischen Rhetorik und Poetik betroffenen Textsorten zu beschäftigen.

### 3. Etappen der Entwicklung

Die unter den geschilderten Umschichtungen der gesellschaftlichen Interaktion stattfindenden Änderungen in Gebrauch und Status der deutschen Sprache lassen sich schlagwortartig als der Weg von der Heldensprache zur Bürgersprache kennzeichnen.

Die Präention darauf Haupt- und Heldensprache zu sein wird für das Deutsche ja zumindest seit Justus Georg Schottels Grammatik von 1663 erhoben. Und genau diese Charakteristik wird in Georg Wilhelm Leibniz' berühmter, wohl 1697 entstandener, aber erst posthum 1717 veröffentlichter Schrift *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache* wieder aufgenommen:

Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt- und Heldensprache dergestalt durch unsere Fahrlässigkeit zugrunde gehen sollte. (12)

Eine leichte Verschiebung in der Begründung dieses anzustrebenden Status des Deutschen gegenüber den Vorgängern wird sichtbar, wenn beklagt wird, daß das Deutsche in den Bereichen, die an der Wende zum 18. Jahrhundert in der gesellschaftlichen Konversation als bedeutsam gelten, ohne angemessene Ausdrucksmöglichkeiten dastehe. Dazu sind nach Leibniz zu rechnen „Ausdruck der Gemütsbewegungen, auch der Tugenden und Laster und vieler Beschaffenheiten, die zur Sittenlehre und Regierungskunst gehören“ (8). Damit ist das Deutsche für die Bedürfnisse der Funktionaleliten, die im Rahmen der angedeuteten gesellschaftlichen Umschichtung aufkommen, nicht hinlänglich brauchbar. Zwar kennt schon das 17. Jahrhundert auch in Deutschland Konversationslehren: die bedeutsamste sind sicherlich Georg Philipp Harsdörffers von 1641 bis 1649 erschienene *Franzenzimmer-Gesprächsspiele*, jedoch stehen sie verständlicherweise noch gänzlich im höfisch-galanten Rahmen. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts setzt aber ein funktional-bürgerliches Interaktionskonzept ein, das in privaten Kommunikationsformen versucht, „unauffällig“ den gesellschaftlichen Fortschritt voranzubringen. Man hat im Zusammenhang mit der späteren französischen Aufklärung von der Dialogisierung als Prinzip gesprochen, mit einigen Einschränkungen kann man Entsprechendes auch für Deutschland behaupten. Zumindest gewinnen Gattungen und Textsorten an Gewicht, die nicht von rhetorischen und poetischen Vorgaben strikt kontrolliert werden.

An drei Exempeln sei nun die Wandlung der Funktion der Sprechweisen über Sprache im Rahmen der Gattung des Dialogs dargestellt.

Dabei ist nochmals festzuhalten, daß das 18. Jahrhundert für die Fixierung der Norm der hochdeutschen Schriftsprache entscheidend ist. Es lassen sich dabei drei Etappen unterscheiden. Zunächst kann man von einer Phase der Normfindung ausgehen, auf

sie folgt eine Phase der Fixierung der Normsprache und als dritter Schritt die Diskussion des Status der so gefestigten Normsprache.

Auch auf das Wiederaufleben dialogischer Formen wurde oben bereits hingewiesen. Dialoge gewinnen eine erneute Bedeutung einerseits als Mittel einer speziellen Art von Erkenntnisgewinn und andererseits als geeignete Instanzen der Wissensvermittlung an weniger gebildete Schichten. Bemerkenswert ist, daß vor allem auch die Frauen auf diese Weise dazu gebracht werden sollten, am öffentlichen Reden teilnehmen zu können. Trotz der relativen Freiheit, die sie bieten, haben natürlich auch Dialoge ihre lange Tradition. Zwei Traditionsstränge prägen die Wiederaufnahme dieser Form zu der hier zu besprechenden Zeit: der platonische Dialog, der einer eigenen Art der Wissenserweiterung dient, auf der einen Seite, und auf der anderen der satirische Dialog, der seinen Klassiker in dem römisch-kaiserzeitlichen Autor Lukian von Samothrake gefunden hatte. Dazu kommt der unmittelbare Einfluß der Konversationskultur, wie die französische Literatur der Zeit vermittelt und die der Kultur einer bürgerlichen Unterhaltung, wie man sie in England vorgeprägt fand (vgl. Hirzel 1895: 398ff; Schmolders 1979; Schlaeger 1984).

Unter diesen Prämissen soll nun je ein Gespräch aus den drei zeitlichen Entwicklungsstadien auf seine Funktion in der Durchsetzung des Deutschen hin untersucht werden. Dabei wird es darum gehen, zu zeigen, wie der Dialog in der ersten Phase der Normvermittlung dienlich gemacht wird, wie man bei der Normfixierung in Dialogform in Schwierigkeiten gerät, und wie letztlich beim Reden über die bereits gewonnene Norm früher bereits genutzte Dialogformen eine neue Funktion gewinnen. Einige Schlußfolgerungen sollen diese Darstellung abschließen.

#### 4. Der Dialog in der Phase der Normfindung

Im Jahr 1700, also mit dem Beginn des Jahrhunderts, mit dem wir uns beschäftigen, wird in der Nähe von Königsberg Johann Christoph Gottsched geboren, der Mann, der bei dem von uns im weiteren verfolgten Prozeß der Festsetzung von Normen für die deutsche Sprache und ihren Gebrauch die Rolle eines *praeceptor Germaniae* nicht nur zu spielen suchte, sondern über lange Zeit auch tatsächlich innehatte. Schon die ersten Publikationen des im Jahre 1724 nach Leipzig gekommenen Gottsched zeigen ein auffälliges Interesse an den Fragen eines „vernünftigen“ deutschen Sprachgebrauchs. Und nicht nur das, gleichzeitig sofort auch die volksbildnerische Tendenz, das Wissen von dieser neuen Kultur der Sprache möglichst weit zu verbreiten. Ein erstes Forum, das diese beiden Intentionen gleichermaßen dienlich sein konnte, schuf er sich in der ersten Zeitschrift, die er herausgab und in der er schrieb, den *Vernünftigen Tadeln*. Sie erschienen in den Jahren 1725 und 1726, zu einer Zeit, wo unter englischem Einfluß allerorten Moralische Zeitschriften zu erscheinen begannen. An der Gottschedschen Gründung jedoch fällt auf, daß sie sich deutlich mehr mit Fragen der deutschen Sprache und ihres angemessenen Gebrauchs beschäftigt, als dies in diesen Publikatio-

nen üblicherweise der Fall ist (s. Martens 1971: 408ff; Wanick 1897: 37). War also für die Begründung einer solchen Zeitschrift vor allem auf das englische Vorbild zu verweisen, so findet das Thema der Sprache und auch die Art, wie dieses Thema behandelt wird, sein Vorbild in der französischen Frühaufklärung. Hatte doch schon 1578 Henri Estienne in zwei Dialogen von der in neuester Zeit italianisierten und auf sonstige Weise entstellten französischen Sprache reden lassen und etwa hundert Jahre später — 1671 — Bouhours ähnliche Gedanken zum Thema seiner Dialoge gemacht. In dieser Tradition fand Gottsched Vorbilder sowohl für das Thema der Sprachgebrauchsnorm wie für die beiläufig-natürliche Art ihrer Darstellung. Beide Elemente werden ja auch für Gottscheds Behandlung des Sprach-Themas konstitutiv. Gerade der zweite Punkt ist es auch, der ihn zur Verwendung des Dialogs und gleichzeitig zur Beschränkung dieser Verwendung führt.

Es gibt prinzipiell zwei Gründe, aus denen man sich zur Verwendung der Gesprächsform in verschiedenen schriftlichen Entsprechungen wie dem Dialog oder auch dem Brief, entschließen kann. Zum einen wird der Dialog gemäß der platonischen Argumentation zu einem Mittel einer speziellen Art von Erkenntnis idealisiert: „im Dialog (werden) neue Gedanken erzeugt und von den Subjekten sich anverwandelt“ (Schlieben-Lange 1983: 53). Zum anderen betrachtet man diese Formen als Instrumente der Vermittlung von Wissen und Erkenntnis an die des Lesens nicht Fähigen oder nicht Gewohnten, das Ziel ist dann die „Aufklärung ... von bisher in einer oralen Kultur lebenden Bevölkerungsschichten“ (ebd.: 75).

Gottsched benutzt seine Dialoge eindeutig zu dem zweiten Zweck. So versteht er auch sein französisches Vorbild Fontenelle, dessen Dialoge er in den Jahren 1726 und 1727 übersetzt. In dem Vorwort-Essay *Discurs von den Gesprächen überhaupt*, den er seiner Ausgabe dieser Übersetzungen voranstellt, führt er daher auch aus, die Gattung der Gespräche sei wieder aufgekommen, um vor allem bei den weniger Gebildeten wie der Jugend und den Frauen „der verfallenen Gelehrsamkeit ... aufzuhelfen, denn die Lebhaftigkeit so darinnen befindlich ist, vergnügt ihre natürliche Mundterkeit: und die beständige Abwechslung zweyer redender Personen, kommt ihrem Eckel zuvor; der sich gar leicht einstellt, wenn sie eine Schrift lesen sollen, die etliche Blätter lang, immer in einem fortgehet“ (14/15). Diese Bestimmung der Dialoge wird noch dadurch verstärkt, daß er es für seiner Zeit nicht angemessen hält, ernsthaft wissenschaftliche Abhandlungen in Dialogform zu präsentieren, denn:

Ein paar weise Sprüche, etliche kluge Lehrsätze, und ein halb Dutzend gute Einfälle kann man zur Noth bey einer mittelmäßigen Gelehrsamkeit im Vorrathe haben. Mehr bedarf es aber nicht, um ein Gespräch zu verfertigen. (ebd.: 17)

Die Abwechslung, der Unterhaltungswert des Dialogs ist es also, der ihn zur Belehrung der Ungebildeten, somit auch zum Aufschluß neuer „Bildungsreserven“, so geeignet macht. Das hat Folgen für die Form: die Belehrung soll nicht von der dialogischen Darstellung abgesetzt, und der Stil darf eigentlich nur ein niederer sein. Das geeignete Vorbild dafür ist der satirische Dialog, der im Exempel belehrt: *fabula docet*, könnte

man sagen, und hätte damit auch gleichzeitig die nächste Verwandte dieser Darstellungsweise, die Fabel, genannt (s. Gottsched 1972 [1760]: 659).

Welche Folgen haben diese Überlegungen nun für Gottscheds Schreibweise in der genannten Zeitschrift? Es sei nicht darauf eingegangen, daß eigentlich die ganze Zeitschrift ein Dialog ist, insofern sie sich als ein Briefwechsel zwischen drei Frauen gibt, hier sei nur auf die eingestreuten direkt dialogischen Partien eingegangen. Sie haben die Funktion von Exempla, und zwar von Exempla in zweierlei Hinsicht. Zum einen sind sie als objektsprachliche Einheiten Muster für zu kritisierende oder vorbildhafte Sprachformen und Sprachverwendungen, und zum zweiten wird in ihnen auch direkt die gewünschte sprachliche Moral formuliert, sie wird einer der dramatis personae in den Mund gelegt. Was Wunder, wenn Gottsched hierbei auf die in der Lukianischen Tradition stehende Form der *Totengespräche* zurückgreift, bieten sie doch die durch die Tradition gebilligte Möglichkeit, beide Aussageweisen zu kombinieren. Und so verfaßt Gottsched in seiner Zeitschrift selbst einige solcher Totengespräche. In dem zweiten dieser Dialoge, in dem „etliche Geister verstorbener Weibsbilder von Merkur zu Proserpina“ zur Be- und Verurteilung gebracht werden, geht es auch um sprachliche Fragen. Der vierte der vorgeführten weiblichen Geister beginnt:

*Der vierte Geist.* Eure unterirdische Majestät vergeben, daß ich mir die Freyheit nehme, deroselben meine alleruntertänigste Aufwartung zu machen, und sie ec.

*Pros.* Was plauderst du viel? Sage, was hast du getan?

*Der vierte Geist.* Wenn E. Majest. es nicht ungnädig deuten, daß dero allergehorsame Dienerin sich untersteht, deroselben ihre Geschäfte zu offenbaren, so will ich in aller Untertänigkeit gestehen, daß ich complimentiert habe.

*Pros.* Complimentiert? Mercur, verstehst du, was das bedeuten soll?

*Merc.* Es heißt: soviel unnütze Umschweife in Worten machen, als du jetzo von ihr gehört hast.

*Pros.* Gehe, du sollst zu einem ewigen Stillschweigen verdammt seyn.

*Der vierte Geist.* Eure Majestät scherzen mit dero Dienerin.

*Merc.* Fort, fort! hier zur Seite hin.

*Der vierte Geist.* Es wird nicht geschehen. Ich werde die Ehre haben, ihnen zu folgen.

*Merc.* Gehe fort! und sey stille, sonst soll dirs noch ärger gehen. (I, 19.St.)

Ziel der Kritik ist ganz offenkundig ein höfisches Stilideal, das als unangemessen ciceronianisch erscheint. Seine Kritik wird in den genannten beiden Weisen geleistet. Einerseits richtet es sich in der Vorführung durch den *vierten Geist* selbst, andererseits wird die Beurteilung außerdem dem *Mercur* explizit in den Mund gelegt.

Auch Gespräche, die nicht solcherart in die existierende Gattung des Dialogs eingebettet sind, haben eine vergleichbare Funktion; so werden des öfteren wie im folgenden Beispiel in den Briefen Dialogpartien zitiert; in diesem Fall geht es um das übertriebene Französisieren:

„Ma chère Tante,“ redete mich folgenden Tages meine Befreundete an, „ich gratuliere mir, da ich euch dies Jahr zum erstenmal die Visite geben kann, und wünsche, daß euer charmantes Wesen euch ehestens diejenige marriage effektuieren möge, die ihr durch eure meriten ——— „hier wußte sie nicht weiter ——— „schon lange meritirt habt,“ kam endlich der lahme Beschluß hinten nach. (I, 2.St.)

An anderer Stelle wird in ähnlicher Weise Kritik am Schwulst-Stil geübt. Es geht durchweg um Themen, die einer moralisch-nützlichen Interpretation im Sinne des frühauflärerischen didaktischen Zwecks der Zeitschrift zugänglich sind. Wie in der Komödie — nicht umsonst bezieht Gottsched in dem oben schon zitierten Vorwort zu seiner Fontenelle-Übersetzung mehrfach auf die Komödien von Andreas Gryphius und Christian Weise — dient der Dialog dazu, daß — sprachliche — Laster an einer handelnden Person festzumachen. Ziel dieser Präsentation ist es, so Gottsched selbst im 17. Stück des zweiten Bandes der *Vernünftigen Tadelrinnen*, Fehler, die in der Sprache begangen würden, „recht lächerlich vor(zu)stellen“.

Zwar werden so überwiegend die einer moralischen Bewertung direkter zugänglichen Fragen angemessener Stilnormen behandelt, aber die Unterscheidung von pragmatisch-stilistischer und grammatischer Norm ist durchaus fließend. Insbesondere die auch in den gleichzeitigen grammatischen Beschreibungen als offenbar drängendsten Normierungsproblem angesehene Variation in der Orthographie bekommt immerhin soweit möglich eine dialogische Einkleidung: war es bisher die Sprechweise, so wird jetzt die Schreibweise der Muhme aus Sachsen der Lächerlichkeit anheimgegeben:

Werdeste Frau muMe,

Mir han lange uf en Schraiben aus den lieben Halle kewart, mit kraußen schmerzen. Maine MAMA Möchte kärne wissen Ab se och Noch fain kesund sain se kummen Jo keen Benzich mohl här, un Mir han Ihn doch nischit übels getaan. Mir sind hieben noch Alle wolloff nur Der kleine Pruter ist en pißgen Mallate, sonst wirter schon Lange trübben kewesen sain. ... (I, 17.St.)

Auch hier braucht die Norm nicht explizit gegenübergestellt zu werden, wohlbekannte Eigenheiten des sächsischen Dialekts wie die Probleme mit dem Lenes- und Fortes-Unterschied bei den Konsonanten oder Entrundungen, Monophthongierungen usw. bei den Vokalen werden dazu genutzt, zu zeigen, daß die angestrebte Sprachform nicht an der Sprechsprache der „einfachen Leute“ und ihrer regionalen Differenzierung orientiert sein kann, denn sie gehört in Gottscheds Terminologie dem niederträchtigen und nicht dem niederen Stil an. Vielmehr geht es um die Entwicklung einer normativen Übereinkunft auf der Basis der Sprache der Gebildeten in den Zentren der Bildung. Im diskursiven Text in der Umgebung dieses Briefzitats wird das in Andeutungen dargestellt. Die Funktion dieses dialogischen Exempels ist aber klar: man erwartet sich einen unmittelbaren didaktischen Effekt: die Darstellung ist unterhaltsam, es kann in der Rollenform Kritik geübt werden, ohne daß sich ein Einzelner angegriffen fühlen müßte. Zudem wird im Kontrast mit der Sprache der einbettenden Teile klargemacht, wie ein Stil auszusehen habe, bei dem die Sprache in einfacher Syntax der natürlichen Abfolge der Gedanken folgen solle, und wo in dieser Richtung dann das Gehörige überschritten sei. Der Dialog und verwandte gesprächsähnliche Textsorten dienen Gottsched dazu, Themen von allgemein gesellschaftlichem Interesse in unterhaltsamer Form an die Leute zu bringen. Was die Sprache und ihre Norm angeht, so steht die moralisch-satirische Behandlung sprachkritischer und sprachpolitischer Fragen im Vordergrund, Themen, bei denen sich die sprachliche und die moralische Beurteilung überschneiden. Die Dialoge belehren also in einer das Fabel ganz ähnlichen Weise, nur sind sie



direkter umsetzbar, da mit einem höheren Grad an Wahrscheinlichkeit ausgestattet. Die Verbindungen dieser beiden bildhaften Belehrungsweisen sieht man noch deutlicher an einem anderen Dialog Gottscheds. Im Jahr 1727, also noch in unmittelbarer zeitlicher Nachbarschaft zu den gerade behandelten Zeitschriftentexten schreibt Gottsched den direkt an ein Lukianisches Vorbild anschließenden Dialog *Der entschiedene Rechtshandel der doppelten Buchstaben* (s. Lühr 1989: 199). Interessanterweise läßt Gottsched dieses Gespräch ab der dritten Auflage in seiner *Deutschen Sprachkunst* als Anhang II abdrucken. In der Einleitung bezeichnet er es als eine „artige Erfindung, eine an sich trockene Buchstabenkritik angenehm zu machen“ (779). Die handelnden Personen sind bestimmte Buchstabenkombinationen, die ihre Rolle durch die Normierung der Rechtschreibung bedroht sehen — nicht die Vokale, wie im Vorbild bei Lukian, sondern bestimmte Konsonantenkombinationen. Die *Sprachkunst* und zwei ihrer Helferinnen sind aufgerufen, über die von diesen dramatis personae erhobene Klage der ungerechten Behandlung zu richten. Die beiden Helferinnen der *Sprachkunst*, also der Grammatik, sind die *Kritik* und die *Gewohnheit*. Dabei ist die *Sprachkunst* „eine strenge Richterin“ (781), die *Gewohnheit* dagegen „eine Gehülfin von gelinderer Gemüthsart“ (ebd.), die *Kritik* spielt die Rolle der ausgleichenden Gerechtigkeit, sie gleiche, so Gottsched, „eine(r) alte(n) Matrone“ (ebd.) Neben dem personifizierten *Germanien*, das das diskutierte Sprachproblem hat, treten dann natürlich als tragende Rollen die betroffenen Buchstaben auf, insbesondere die Doppelkonsonanten <ck>, <dt>, <ff>, <gk>, <ll>, <nn>, <ss>, <ß>, <th>, <tt> und <tz>. Da diese als von Gottsched so genannte „Mitlauter“ selbst nicht sprechen können, werden ihnen zur Vertretung ihrer Interessen die verdoppelten Vokale, die „Selbstlauter“ <aa>, <ee>, <oo> und <y> als <ii> zur Seite gestellt. In Art einer Gerichtsverhandlung vertreten diese Vokalgrapheme ihre und jeweils die Interessen bestimmter Kombinationen von Konsonantengraphemen, die sich durch die Normierung der Rechtschreibung bedroht fühlen. Im Anschluß halten die *Gewohnheit* und die *Sprachkunst* ihre Plädoyers, die *Kritik* wirkt ausgleichend. Und gemeinsam erlassen diese drei Richterinnen dann schriftlich ihren Spruch, der genau den Rechtschreibregeln in Gottscheds *Deutscher Sprachkunst* entspricht. Auch hier dient die Gesprächsform nicht dazu, sich über etwas zu unterhalten, sondern um zu unterhalten. Eine ganz und gar nicht zu diskutierende Wahrheit wird in eine satirisch-unterhaltende Form gebracht. Der moralische und sachliche Sieger steht von Anfang an fest, den Gegnern der endgültigen Lösung bleibt nur die von der Rolle dankbare vom Ergebnis undankbare Position der Komödienfigur, die den „moralischen“ Mangel an der törichten Stirn trägt. So werden auch die Positionen, die letztlich im Gerichtsurteil abgewiesen werden, nicht sehr systematisch und schon gar nicht sine ira et studio dargelegt: im wesentlichen bleibt der Eindruck, es handle sich insgesamt um die Verteidigung monströser, aber nicht näher spezifizierter Konsonantenhäufungen. Schon daraus aber ist erkennbar, für welches Feindbild der solcherart erstellte Pappkamerad steht. Es ist der süddeutsch geprägte Kanzleystil (vgl. Blackall 1966: 103–109). Noch deutlicher wird in diesem Sinne die den Dialog einführende Fabel. Sie erzählt vom Unmut der *Germania*, die, ihr

Reich durchmusternd, bemerkt, „daß der meiste Theil noch so hartnäckig bey der alten Rauhigkeit der Aussprache blieb; die sich fast durch keine Buchstaben schriftlich ausdrücken, und vor die Augen bringen läßt“ (779/80). Gerade an den Grenzen des hochdeutschen Gebiets zu Italien und zu Frankreich habe die Sprache einen „solch widrigen Klang“, daß aus diesem Grunde auch die unbeteiligten anderen Deutschen für barbarisch gälten. Wesentlich milder wird der Sinn *Germanias*, als sie sich dem obersächsischen Raume zuwendet, denn hier, und ausgreifend davon nördlich und vor allem auch (nord)östlich sieht sie ein glückliches Hochdeutsch erreicht. Die bedauerliche Folge dieser Diskrepanzen ist eine Vielzahl von Normproblemen:

Nichts gieng indessen dieser zärtlichen Mutter mehr zu Herzen, als die hier und da bemerkte Unreinigkeit in der Rechtschreibung. (780)

Die Entscheidung auf diesem Gebiet wird den genannten Instanzen übergeben. In ihren Stellungnahmen wird dann besonders deutlich, wie der satirische Dialog dazu genutzt wird, die Meinung des Verfassers durchzusetzen, ohne die in der Wirklichkeit beteiligten Parteien direkt zu nennen: die *Gewohnheit*, mit der Gottsched in all seinen Schriften als normativer Grammatiker zu kämpfen hat, wird zur *laudatrix temporis acti* stilisiert, die will „daß alles bey dem alten wohlhergebrachten Reichsherkommen gelassen werde“ (791). Dagegen steht die *Sprachkunst*, also Gottscheds normative Grammatik, für den Anspruch reiner Rationalität.

Den Zustand, den die *Gewohnheit* fordert, wird aber das aufgeklärteste, das durch Künste und Wissenschaften erbeiterte Germanien nicht leiden: (792)

Die Position der *Kritik* weicht nur unwesentlich von der der *Sprachkunst* ab, sie will nur dann und wann den allgemeinen Gebrauch als Entscheidungshilfe zulassen.

Für Gottsched als normativen Grammatiker und Entwickler neuer Stilnormen ist also der Dialog nicht mehr als eine Verkaufsform für als richtig erkannte Inhalte, die es zudem noch erlaubt, das angestrebte Stilideal zu illustrieren. So bleibt sie in der Form eher noch den Vorbildern verhaftet, durch die Änderung des Publikums aber hat sich unmerklich bereits ihre Rezeptionsweise verändert.

## 5. Der Dialog in der Zeit der Normfixierung

Der Dialog als geistvolles Spiel dieser Art kommt Mitte des Jahrhunderts langsam aus der Mode, entspricht er doch nicht mehr dem bürgerlichen Selbstbewußtsein. Sichtbar machen läßt sich dieser Umschwung an der Haltung zu dem großen Vorbild jenes geistvoll-belanglosen Dialogisierens, Fontenelle. War Gottsched so stark von ihm beeinflusst, daß er in der zeitgenössischen Kritik gar als der deutsche Fontenelle galt, so bemerkt Lessing über diesen Fontenelle, der von 1657 bis 1757 gelebt hatte und somit hundert Jahre alt geworden war, er habe das Unglück gehabt, fast ein Jahrhundert lang nichts anderes als nur witzig gewesen zu sein (s. von Stackelberg 1980: 47). Die damit

repräsentierte Wende zu bürgerlicher Ernsthaftigkeit traut auch dem Gespräch mehr zu als die witzige Konversation über allerlei moralische und nützliche Dinge einer spätadligen Gesellschaft. Auch Gottlob Ephraim Lessing schreibt Dialoge: in *Ernst und Falk*, einem Dialog, der von der Freimaurerei handelt und zwischen 1778 und 1780 erschien, antwortet der „Lehrer“ Falk, als ihn Ernst fragt, was er denke, da er so still dasitze:

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut Denken mit einem Freunde. (694/95).

Sprechen ist lautes Denken, ja, nicht Sprechen allein, sondern Sprechen mit einem guten Freunde. Hier konstituiert sich langsam eine bürgerliche Identität. Nicht die gesellschaftliche Konversation bringt voran, die nur eine oberflächliche Höflings-Gesellschaft stabilisiert. Das vertrauliche Gespräch, das vom öffentlichen Druck frei ist, erlaubt es, im dialektischen Widerspiel die Grenzen des Denkens voranzutreiben. Schon der Titel eines anderen Beispiels dieser Art von Dialogen, zeigt das vertraute Zwiegespräch als den Hort bürgerlicher Identitätsfindung, Christoph Martin Wieland nennt seine politischen Dialoge *Gespräche unter vier Augen*. Typischerweise sind es gerade hochpolitische Gespräche, die dieses scheinbar individuelle Gewand tragen. Öffentlich brisante Themen werden durch den privaten Rahmen tolerierbar. So wird ein Erkenntnisgewinn erreicht, der unter den obwaltenden gesellschaftlichen Verhältnissen auf andere Weise nicht zu erlangen ist. Zur Bedeutung dieser Art von Dialogen als eines bürgerlichen Mittels zum Erkenntnisgewinn sei letztlich noch auf Johann Gottfried Herder verwiesen, der sich in den *Fragmenten über die neuere deutsche Literatur* (1767; 1985: 107/08) über die Bedeutung dieser, der sokratischen, Darstellungsweise äußert, gleichzeitig aber auch ihre Schwierigkeiten hervorhebt. Von den Neueren, die sich in dieser Gattung versucht haben, läßt er nur Shaftesbury und Diderot gelten, unter den Deutschen Lessing. Zur Vervollkommenung der Gattung empfiehlt er den erneuten Rückgriff auf die Alten. Bemerkt sei aber auch, daß Herder an anderer Stelle (ebd.: 246) Briefe und Gespräche „jugendliche Einkleidungen“ nennt, die „denkende Leser ... von der Betrachtung der Wahrheit selbst“ abführen — der alte didaktische Geist lebt also noch.

Welche Folgen kann der historische Weg von dem deutschen Fontenelle Gottsched hin zu einem allgemeinen Sokratisieren für die Behandlung sprachlicher Themen in der Form von Gesprächen haben? Gegenüber den philosophisch gewendeten politischen Themen der genannten Dialoge sind natürlich sprachwissenschaftliche Themen ein sozusagen säkularisierter Fall, der im beliebigen Geplauder zu versinken droht und andererseits in der Gefahr steht, „zu einer bloß literarischen Strategie ausgehöhlt und so (seines) existentiellen Sinnes beraubt zu werden“ (Schlager 1984: 376). Damit die Umsetzung von Fragen der Sprache in Dialoge der geschilderten Art überhaupt gelingen kann, muß daran etwas gesucht werden, was von allgemein bürgerlichem Interesse sein kann. Die um die Mitte des 18. Jahrhunderts anstehende sprachnormerische und sprachpolitische Aufgabe, die Festlegung der gerade gewonnenen Norm, kann das wohl nicht

Reich durchmusternd, bemerkt, „daß der meiste Theil noch so hartnäckig bey der alten Rauhigkeit der Aussprache blieb; die sich fast durch keine Buchstaben schriftlich ausdrücken, und vor die Augen bringen läßt“ (779/80). Gerade an den Grenzen des hochdeutschen Gebiets zu Italien und zu Frankreich habe die Sprache einen „solch widrigen Klang“, daß aus diesem Grunde auch die unbeteiligten anderen Deutschen für barbarisch gälten. Wesentlich milder wird der Sinn *Germanias*, als sie sich dem obersächsischen Raume zuwendet, denn hier, und ausgreifend davon nördlich und vor allem auch (nord)östlich sieht sie ein glückliches Hochdeutsch erreicht. Die bedauerliche Folge dieser Diskrepanzen ist eine Vielzahl von Normproblemen:

Nichts gieng indessen dieser zärtlichen Mutter mehr zu Herzen, als die hier und da bemerkte Unreinigkeit in der Rechtschreibung. (780)

Die Entscheidung auf diesem Gebiet wird den genannten Instanzen übergeben. In ihren Stellungnahmen wird dann besonders deutlich, wie der satirische Dialog dazu genutzt wird, die Meinung des Verfassers durchzusetzen, ohne die in der Wirklichkeit beteiligten Parteien direkt zu nennen: die *Gewohnheit*, mit der Gottsched in all seinen Schriften als normativer Grammatiker zu kämpfen hat, wird zur *laudatrix temporis acti* stilisiert, die will „daß alles bey dem alten wohlhergebrachten Reichsherkommen gelassen werde“ (791). Dagegen steht die *Sprachkunst*, also Gottscheds normative Grammatik, für den Anspruch reiner Rationalität.

Den Zustand, den die *Gewohnheit* fordert, wird aber das aufgeklärteste, das durch Künste und Wissenschaften erheiterte Germanien nicht leiden. (792)

Die Position der *Kritik* weicht nur unwesentlich von der der *Sprachkunst* ab, sie will nur dann und wann den allgemeinen Gebrauch als Entscheidungshilfe zulassen.

Für Gottsched als normativen Grammatiker und Entwickler neuer Stilnormen ist also der Dialog nicht mehr als eine Verkaufsform für als richtig erkannte Inhalte, die es zudem noch erlaubt, das angestrebte Stilideal zu illustrieren. So bleibt sie in der Form eher noch den Vorbildern verhaftet, durch die Änderung des Publikums aber hat sich unmerklich bereits ihre Rezeptionsweise verändert.

## 5. Der Dialog in der Zeit der Normfixierung

Der Dialog als geistvolles Spiel dieser Art kommt Mitte des Jahrhunderts langsam aus der Mode, entspricht er doch nicht mehr dem bürgerlichen Selbstbewußtsein. Sichtbar machen läßt sich dieser Umschwung an der Haltung zu dem großen Vorbild jenes geistvoll-belanglosen Dialogisierens, Fontenelle. War Gottsched so stark von ihm beeinflusst, daß er in der zeitgenössischen Kritik gar als der deutsche Fontenelle galt, so bemerkt Lessing über diesen Fontenelle, der von 1657 bis 1757 gelebt hatte und somit hundert Jahre alt geworden war, er habe das Unglück gehabt, fast ein Jahrhundert lang nichts anderes als nur witzig gewesen zu sein (s. von Stackelberg 1980: 47). Die damit

repräsentierte Wende zu bürgerlicher Ernsthaftigkeit traut auch dem Gespräch mehr zu als die witzige Konversation über allerlei moralische und nützliche Dinge einer spätadligen Gesellschaft. Auch Gottlob Ephraim Lessing schreibt Dialoge: in *Ernst und Falk*, einem Dialog, der von der Freimaurerei handelt und zwischen 1778 und 1780 erschien, antwortet der „Lehrer“ Falk, als ihn Ernst fragt, was er denke, da er so still dasitze:

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut Denken mit einem Freunde. (694/95).

Sprechen ist lautes Denken, ja, nicht Sprechen allein, sondern Sprechen mit einem guten Freunde. Hier konstituiert sich langsam eine bürgerliche Identität. Nicht die gesellschaftliche Konversation bringt voran, die nur eine oberflächliche Höflings-Gesellschaft stabilisiert. Das vertrauliche Gespräch, das vom öffentlichen Druck frei ist, erlaubt es, im dialektischen Widerspiel die Grenzen des Denkens voranzutreiben. Schon der Titel eines anderen Beispiels dieser Art von Dialogen, zeigt das vertraute Zwiegespräch als den Hort bürgerlicher Identitätsfindung, Christoph Martin Wieland nennt seine politischen Dialoge *Gespräche unter vier Augen*. Typischerweise sind es gerade hochpolitische Gespräche, die dieses scheinbar individuelle Gewand tragen. Öffentlich brisante Themen werden durch den privaten Rahmen tolerierbar. So wird ein Erkenntnisgewinn erreicht, der unter den obwaltenden gesellschaftlichen Verhältnissen auf andere Weise nicht zu erlangen ist. Zur Bedeutung dieser Art von Dialogen als eines bürgerlichen Mittels zum Erkenntnisgewinn sei letztlich noch auf Johann Gottfried Herder verwiesen, der sich in den *Fragmenten über die neuere deutsche Literatur* (1767; 1985: 107/08) über die Bedeutung dieser, der sokratischen, Darstellungsweise äußert, gleichzeitig aber auch ihre Schwierigkeiten hervorhebt. Von den Neueren, die sich in dieser Gattung versucht haben, läßt er nur Shaftesbury und Diderot gelten, unter den Deutschen Lessing. Zur Vervollkommenung der Gattung empfiehlt er den erneuten Rückgriff auf die Alten. Bemerkt sei aber auch, daß Herder an anderer Stelle (ebd.: 246) Briefe und Gespräche „jugendliche Einkleidungen“ nennt, die „denkende Leser ... von der Betrachtung der Wahrheit selbst“ abführen — der alte didaktische Geist lebt also noch.

Welche Folgen kann der historische Weg von dem deutschen Fontenelle Gottsched hin zu einem allgemeinen Sokratisieren für die Behandlung sprachlicher Themen in der Form von Gesprächen haben? Gegenüber den philosophisch gewendeten politischen Themen der genannten Dialoge sind natürlich sprachwissenschaftliche Themen ein sozusagen säkularisierter Fall, der im beliebigen Geplauder zu versinken droht und andererseits in der Gefahr steht, „zu einer bloß literarischen Strategie ausgehöhlt und so (seines) existentiellen Sinnes beraubt zu werden“ (Schlager 1984: 376). Damit die Umsetzung von Fragen der Sprache in Dialoge der geschilderten Art überhaupt gelingen kann, muß daran etwas gesucht werden, was von allgemein bürgerlichem Interesse sein kann. Die um die Mitte des 18. Jahrhunderts anstehende sprachnormerische und sprachpolitische Aufgabe, die Festlegung der gerade gewonnenen Norm, kann das wohl nicht

sein. Schon die Statistik spricht dagegen. In der Folge von Gottscheds *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst* aus dem Jahre 1748 erschienen eine Vielzahl weiterer Grammatiken, die ebenfalls sei es eine ähnliche, sei es eine konkurrierende Norm beschreiben wollten. Die bekanntesten dieser Beschreibungsversuche sind die von Aichinger (1753/54), Basedow (1759), Bob (1780), Heinrich Braun (1765), Fulda (1778), Gerlach (1758), Hemmer (1775), Popowitsch (1754), Weitenauer (1764), hinführend letztlich zu Adelung (1781ff.) — keine ist dialogisch, wenn auch zum Teil die polemische Auseinandersetzung in Anmerkungen oder ähnlichen Partien in einer konversationellen Art geführt wird (zu den Titeln vgl. Jelinek 1913 & 1914).

Allerdings bietet die zur gleichen Zeit aufkommende Auseinandersetzung mit universalgrammatischen Überlegungen einen Ansatz zu einer Themenformulierung von generellem Interesse, nämlich in der Frage nach dem Grad an Gleichheit und Verschiedenheit der Sprachen.

Den lebenspraktisch wichtigen und damit in einem sokratischen Sinn dialogisierbaren Aspekt dieser Diskussion nimmt ein Dialog auf, der von der Hand eines Johann Georg D. im Jahr 1769 in Schwabach erscheint und den Titel trägt: *Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, wie solche aus der Unterredung des Herrn A. mit einem jungen Herrn von Adel auszugsweise schriftlich aufgesetzt und nun zum Besten der Jugend durch den Druck bekannt gemacht worden*. Hinter dem Verfasserpseudonym verbirgt sich der Augsburger Theologe Philipp Christoph Graf, seine Schrift gilt als eine der frühesten universalgrammatischen Arbeiten in Deutschland. Hier mischt sich das Interesse an den universalen Zügen, die den Sprachen gemeinsam seien, das dem aufklärerischen Rationalismus entstammt, mit der menschenfreundlichen Belehrungsabsicht, die dem pädagogischen Duktus der sensualistischen Spätaufklärung entspricht. Diese Konstellation von fachlichem Gespräch und der Asymmetrie der Gesprächsteilnehmer, was die fachliche Vorbildung angeht, macht dann das ganze Gespräch zu einem „magistralen Gespräch“ (G. Buck 1984: 193). Dieser Dialogtyp ist dadurch gekennzeichnet, daß die Rollenverteilung im Gespräch als Lehrender und Lernender vorausgesetzt und akzeptiert ist — bei ansonsten völliger Gleichberechtigung der Gesprächsteilnehmer. Dieses Verhältnis ist zwar in den platonischen Dialogen strukturell vorgeformt, allerdings verhindert bei diesem eigentlich fremdsprachendidaktisch behandelten Thema die sachliche Unwissenheit des Lernenden, daß hier eine sokratische Frage- und Unterhaltungstechnik zu einem Gespräch führen kann.

Immerhin aber gehört nunmehr offenbar die Beschäftigung mit sprachlichen Fragen und nicht nur unter dem Aspekt ihrer moralisch angemessenen Verwendung, sondern auch ihrem Wesen, ihrer Struktur zu den von der gesellschaftlichen Nützlichkeit umfaßten Tatbeständen, wie nicht zuletzt die Auszeichnung des lernenden Gesprächspartners als eines jungen Herrn von Adel zeigt. Auch die asymmetrische Rollenverteilung in diesem Gespräch wird mit entsprechenden konversationellen Erfahrungen begründet: unlängst habe man sich „in einer Gesellschaft junger Gelehrter ... von der Vortrefflichkeit der menschlichen Sprache“ (7) vergnügt unterhalten. Diese Unterhaltung habe in dem mit dem Dialognamen B versehenen jungen Herrn von Adel die Begier

geweckt, zu erfahren, wie eine Sprachbeschreibung aussehen müsse, die die Bedürfnisse der Darstellung der Muttersprache mit denen des Fremdsprachenunterrichts in angemessener Weise verbinde. Da sich der andere Partner des Dialogs in der genannten Gesellschaft als erfahren in solchen Fragen erwiesen habe, sei er von B. zu einer neuen Unterredung gebeten worden, die des B. „Lehrbegierde“ (8) stillen solle.

In Gang gebracht wird das so initiierte Gespräch dann in gut platonischer Weise, indem eine Position, die B. als die Meinung seines Hofmeisters einbringt, widerlegt wird. In ihr wird behauptet, regelgeleitete Sprachlehre sei ohnehin unsinnig. Da alle Sprachen in willkürlicher Weise voneinander verschieden seien, seien sie nur durch mechanische Einübung erlernbar. Fast könnte man sich in eine fremdsprachendidaktische Diskussion unserer Zeit versetzt fühlen, wo ein Vertreter des pattern-drill dem aufgeklärten Vertreter einer konfrontativ-grammatischen Methode gegenübertritt. Wie dieser unterscheidet der Lehrer des Dialogs, Herr A., den Zweck einer Allgemeinen Grammatik, die das den Sprachen Gemeinsame, die „allgemeinen Grundgesetze“ darstellen solle, von den Aufgaben der einzelsprachlichen Grammatiken, die als „besondere Grammatiken“ der Einzelsprachen auf der Folie der allgemeinen Grammatik die Besonderheiten der jeweiligen Sprache herausarbeiten sollten. Im praktischen Verlaufe des Dialogs wird dieser Gesichtspunkt allerdings kaum mehr thematisiert. In einer anderen Hinsicht jedoch wird auch sichtbar, daß der Dialog nunmehr nicht mehr defensiv der Propagierung einer gesetzten Norm dienen muß, sondern sich Fragen ihrer Angemessenheit und Beschreibung widmen kann — eine Ausrichtung, die einerseits den stärker empirischen Zügen der Spätaufklärung entspricht, andererseits erst nach der Normdurchsetzung nach Gottschedschem Muster so richtig denkbar ist. Nicht zu überraschen vermag daher, daß nunmehr der Gebrauch eine gänzlich andere Rolle spielt:

Denn ich finde in den Sprachen eine Aehnlichkeit mit einer Demokratie, wo zwar jeder etwas beitragen kann, wo aber auch alles gleichsam als durch die Mehrheit der Stimmen entweder angenommen, oder verworfen wird. Und das macht die Regeln in den besondern Sprachlehren aus. (14).

Wie immer man die Qualität der Ausführungen einschätzen mag, unbestreitbar ist, daß hier die dialogische Form aus dem anderen der oben genannten beiden Gründe gewählt wird, nämlich aus dem, solcherart eine eigene Art der Erkenntnis zu gewinnen. Allerdings wäre bei einer weiter ins einzelne gehenden Analyse auch hier schon zu bemerken, daß der lernende Dialogpartner, Herr B. kaum hinreichend ausgestaltet ist, sondern zumeist als Stichwortgeber für Herrn A. fungiert, d. h. der Autor mißtraut der Wirksamkeit des dialektischen Aushandelns des Wissens. Unübersehbar wird das an der Stelle (ab Seite 17 des 48-seitigen Traktats), wo sich die Behandlung ins praktische wendet. Der dialogische Charakter tritt völlig zurück; es wird das auch von Herrn B. zu Beginn der konkreten Ausführungen zu einer „allgemeinen Grammatik“ so annonciert:

Herr A., wenn Sie mir meine Freiheit verzeihen wolten; so ersuche ich Sie, mir zuerst einige Fragen zu beantworten, ehe Sie Ihren Vortrag selbst anfangen. Denn ich weis, daß ihr Unterricht, wie eine Kette, zusammen hängt und alsdann will ich kein Wort mehr darein reden. (18)

Und da auch Herr A. daraufhin bestätigt er müsse nun „die Grobheit begehen und fast immer alleine reden“ (ebd.) wird hier eindeutig das Genre gewechselt — vorge-schoben wird aufgrund der Bitte des B. noch eine kurze Rekapitulation der Gedanken zum Ursprung der Sprache und zur Sprachenvielfalt. Dann aber beginnt die erste Lektion in Allgemeiner Grammatik:

## A.

Zuvörderst, mein Herr, zuvörderst müssen Sie sich erinnern, daß man unter einer Sprachlehre eine gründliche Unterweisung bezeichne, eine Sprache wohl verstehen und rein schreiben und reden zu lernen. Zu diesen Fertigkeiten wird nun nothwendig erfordert, daß man von der Rechtschreibung, von der eingeführten Aussprache, von den zufälligen Veränderungen und von der verständlichen Zusammensetzung der Wörter unterrichtet werde. Hier haben Sie, mein Herr, die Haupt=Theile einer jeden Sprachlehre. Sie besteht a) aus einer Anweisung recht zu schreiben, Orthographia, b) recht auszusprechen, Prosodia, c) die zufälligen Veränderungen der Wörter richtig zu beurtheilen, Etymologia, d) und sie verständlich zusammen zu setzen, Syntaxi.

## B.

Ich begreife die Nothwendigkeit aller dieser Kenntniße; allein ich versichere Sie, daß ich mich kaum entsinnen kann, diese Namen gehört zu haben. Sie verpflichten mich, wenn Sie mir von einem jeden dieser vier Theile einer Sprachlehre einen kurzen Begriff geben wollen: (24/25)

Wenn auch der Herr B. entgegen seiner Ankündigung nicht völlig verstummt, so ändert sich doch seine Funktion erkennbar: er trägt nichts mehr aus seinem Vorwissen bei, was ja die gleichberechtigte Funktion des letztlich belehrten Partners im platonischen Dialog wäre, seine Einwände bleiben im folgenden rein formal, sie dienen lediglich als Gliederungssignale in der durchgehenden Abhandlung des Herrn A. Dennoch bemüht sich der Autor, entgegen dem durchlaufenden Duktus der Argumentation die Rolle des B. selbständig zu halten, was dazu führt, daß man weithin den Eindruck der Irrelevanz und kommunikativen Unangemessenheit der Beiträge des Herrn B. bekommt. Ist es im einen Fall ein praktischer Kurzschluß, der irritiert — A. hat sehr generell die Prinzipien der Vokalschreibung erläutert, B. äußert daraufhin, daß ihn sein Vater auch täglich wegen seiner Rechtschreibfehler tadle — so in einem anderen der textpragmatisch irritierende Faktor, daß B. den A., nach etwa 5 Druckzeilen, die er über die Prosodie geäußert hat, unterbricht, er solle sich etwas erholen, während er nach dem dann von A. unmittelbar angehängten Kolleg von etwa 6 Druckseiten über Wortarten, Flexion und Wortbildung nicht nur keinerlei Erklärungsbedarf anmeldet, sondern vielmehr annahmt:

Es ist aber noch der letzte Theil der Sprachlehre übrig und ich möchte auch von diesem aus Ihrem Munde eine Erklärung hören. (S. 44)

Darauf folgen eineinhalb Seiten zur Syntax, die relativ vage bleiben, ihre Modernität allerdings insofern beweisen, als der Genius der Sprache im Hinblick auf die Merkmale der Einzelsprache als Erklärungsgrund herangezogen wird:

Eine jede Sprache hat etwas ihr Eigenes, das man ihren genium zu nennen pflegt. Eigene Redensarten, eigene Wendungen, eigene Vorstellungsarten, eigene Verbindungen, die ohne Zweifel auf der verschiedenen Kultur und den Gebräuchen der Völker beruhen. (46)



Dieser Dialog spiegelt gerade in seinen Schwächen die Gefahren, vor der ein platonischer Dialog über sprachliche Fragen steht, nämlich einerseits im unverbindlichen Geplauder gebildeter Konversation und andererseits im katechetischen Frage- und Antwortspiel zu versinken. Während im ersten Teil des behandelten Dialogs das theoretische Thema und das persönliche Interesse des Lernenden in einem einigermaßen glaubhaften Ausgleich gehalten werden konnten, ist sich der Verfasser im längeren zweiten Teil des Dialogs nicht klar, was hier dialogische Form überhaupt leisten soll. Dadurch, daß er es dringend vermeidet, den B. Schülerfragen stellen zu lassen, entgeht er zwar dem Verfall in katechetische Sprachwechsel, durch die Beliebigkeit und im Hinblick auf die normale Gesprächsführung abstruse Unvermitteltheit der Wechsel der Gesprächsrolle zwischen den beiden Partner wird die Funktion des Gesprächs in dieser Partie unklar, sie erscheint fast wie der Beweis dafür, daß diese Art des Wissensgewinns bei einem relativ technischen und wissenschaftlich-professionalisierten Tatbestand wie der Grammatik nicht zu verwirklichen sei.

Das Funktionieren des ersten Teils zeigt entsprechend, daß diese Form funktioniert, wenn über die sachlichen Daten bereits Einigkeit herrscht und bei beiden Partner ein gewisser Grad an Vorkenntnissen vorhanden ist, der ein gegenseitiges Vorantreiben des Wissensstandes erlaubt.

## 6. Gespräch über nationales Bildungsgut

Was kann nun zum Ende des Jahrhunderts noch an der deutschen Sprache interessieren? Worüber kann man reden, welche Art von Gespräch und der Textsorte Dialog ist noch möglich und sinnvoll, wenn alle anerkennen, daß die gerade gewonnene Norm nicht gefährdet werden darf, wenn Standardbeschreibungen der normierten Hochsprache vorliegen, letztlich die professionelle Differenzierung zwischen dem Literaten, der die neugewonnene Sicherheit des Sprachgebrauchs nutzt und dem, der sie sprachwissenschaftlich beschreibt, deutlich fortgeschritten ist und sich außerdem auch das Interesse von Fragen der Gegenwartssprache überhaupt wegbewegt, wenn Sprache jetzt eher als ein Symbol nationaler Identität wahrgenommen wird?

Friedrich Gottlieb Klopstock, heute zumeist eher als empfindsamer Lyriker bekannt, versucht seine Antwort auf diese Frage in seinen *Grammatischen Gesprächen* (1794–1796). Klopstock hatte noch in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts offenbar selbst vor, eine Grammatik des Deutschen zu schreiben, aus dieser Zeit stammen auch etliche sprachwissenschaftliche Arbeiten von ihm (vgl. Baudusch-Walker 1958; Lühr 1989: 198/99). Sie beschäftigen sich vor allem mit der Orthographie, der Wortbildung und der Substantivdeklinaton. Er gibt diesen Plan dann mit seinen Dialogen zugunsten einer Form auf, die eine für das gebildete Publikum interessante Behandlung ausgewählter sprachlicher und nicht zuletzt sprachpolitischer Themen im Sinne des Zeitgeists erlaubte. Klopstock selbst charakterisiert diese Art der Besprechung grammatischer Sachverhalte als die „Aufheiterung seines Alters, angenehm durch ihre

Leichtigkeit“ (3). Das ist nun weder die Sprache des satirischen Didaktikers Gottsched noch die der Dialektiker wie Lessing und Diderot. Vielmehr ist man geneigt, diese Einschätzung auch den *Göttergesprächen* des in etwa gleichzeitig schreibenden Christoph Martin Wieland zukommen zu lassen. Wieland mag mit diesen Gesprächen und seiner Lukian-Übersetzung — übrigens hatte auch Gottsched eine solche vorgelegt — als der wichtigste Zeuge für die leicht-konversationelle galante Wiederaufnahme der lukianischen Tradition des Dialogschreibens gelten. Mit ihm gemeinsam steht Klopstock am Ende eines Zeitalters, für das die allegorische Tradition, wenn auch in leichter Ironisierung, noch Geltung beanspruchen durfte. So kann man wohl auch verstehen, wenn Klopstock explizit feststellt, es handle sich bei seinen Gesprächen nicht „um Fragmente“ — das Ideal der Schlegelschen Frühromantik.

Klopstocks Gespräche handeln nach den Titeln von verschiedenen sprachlichen Sachverhalten, sie sind überschrieben: *Die Grammatik. Die Aussprache. Der Wohlklang. Die Wortänderung. Die Wortbildung. Die Kürz. Die Verskunst.* Und alle diese Gespräche wie auch die eingeschobenen „Zwischengespräche“ dienen dazu, nicht nur die Gleichwertigkeit des Deutschen mit seinen europäischen Nachbarsprachen, sondern sogar ihre Überlegenheit über diese zu beweisen.

Zu diesem Zwecke treten nun nicht nur die *Grammatik* nebst ihren Unterabteilungen, die Buchstaben und Personifizierungen der Sprachen wie *Teutone* oder *Galiette* auf, es finden sich auch eine Vielzahl der dem gleichzeitigen Bewußtsein entstammenden Begriffe in personifizierter Form wieder. Typisch ist in dieser Hinsicht die von Klopstock im Vorwort zu den *Grammatischen Gesprächen* gegebene Besetzungsliste für das nicht abgeschlossene letzte Gespräch mit dem Titel *Die Bedeutsamkeit*. Sie lautet:

Die Bedeutsamkeit. Die Wortkunde. Die Bestimmtheit. Misdeutung. Aehnlichkeit. Verstimmung. Eigentlichkeit. Bildlichkeit. Redensartung. Der Inhalt. Die Gemeinheit. Der Nebensinn. Das Edle. Das Starke. Die Neuheit. Verneuerung. Dichtersprache. Kunstwörtlichkeit. Ausländerei. Das Wortlose. Die Bildsamkeit. Der Genius der Sprache. Das Urtheil. Die Einbildungskraft. Die Empfindung. Andre. (4)

Schon diese Liste der beteiligten Personen deutet an, daß es bei diesen Gesprächen nicht darum gehen kann, einen mehr oder minder Ungelehrten in die Geheimnisse des neuen Hochdeutschen einzuführen, vielmehr werden aktuelle sprachnormerische und sprachenpolitische Fragestellungen zur Unterhaltung des gebildeten Publikums in die personifizierten Einzelargumente aufgeteilt und diese dann zu lockerer Konversation zusammengeführt. In diesem Salon des Zeitgeists treffen sich dann eben nicht nur — soweit analog dem Gottschedschen Buchstabengespräch — der einschlägige Teil der Grammatik, hier die *Wortkunde* sowie die entsprechenden Sachverhalte, hier etwa der *Inhalt*. Schon die Kritik Gottscheds hat als jüngere Nachfolgerin das rationalistische *Urteil* bekommen, dieses wiederum zu seiner Rechtfertigung ganz neue Partner, nämlich vor allen anderen die Einbildungskraft, die Empfindung und — in der Nachbarschaft Herders — den *Genius der Sprache*, der in diesem Zusammenhang von erheblich größerer nationaler Bedeutung ist, als er das noch oben in dem Grafschen Dialog war, hier schon zu seiner 19. jahrhundertlichen Karriere als „Sprachgeist“ ansetzt. Neue

Gegner einer vernünftigen Position des Deutschen sind die *Ausländerei* — sachlich zwar schon eine alte Bekannte, aber in der Zeit eines Joachim Heinrich Campe doch von neuer Aktualität — und die *Kunstwörtlichkeit* — vor allem die terminologischen Schöpfungen der Kantschen Philosophie erscheinen hier dem Autor als eine Gefahr für den erreichten Zustand des Deutschen. Auch der *Sprachgebrauch*, der zwar hier nicht, aber doch in einigen anderen der Gespräche auftritt, hat natürlich einen beträchtlichen Aufschwung genommen, ist er es doch, der zur Rechtfertigung der *Neuheit*, der *Verneuerung*, des *Edlen*, des *Starken* usw. erhalten muß. Und alle zusammen haben sie dafür zu sorgen, daß die mögliche Annäherung an die *Empfindung* als das Hauptqualitätskriterium einer Sprache erscheint.

Natürlich ändern sich damit auch die behandelten Inhalte. Es geht nicht mehr um die Verbreitung der Norm, ja auch nicht um ihre systematische Darstellung; im Vordergrund steht der Symbolwert des erreichten Sprachzustandes. Der Wert der eigenen Sprache wird an der Übereinstimmung mit universalen Prinzipien ebenso wie an der mit den Ausdrucksanforderungen der empfindsamen Seele gemessen. So spricht deren alter ego, die *Empfindsamkeit*, zur *Ausländerei*:

Ich Sorge überhaupt dafür, daß der Ausdruck zu dem Gedanken so recht passe, daß er ihm gleichsam anliege, von ungefähr so, wie dem Mädchen das Gewand anliegt, wenn es aus dem Bade kommt. Denke dir das Mädchen schön, und das Gewand als ein Leinengewebe, bei dem Pallas vielleicht stehen bliebe. (83)

Im Rahmen dieser Konzeption steht dann vom sprachlichen — abgesehen von der *Verskunst*, die aber eigentlich nicht so recht zur Grammatik zu rechnen ist — alles, was mit dem Wortschatz zusammenhängt, sowie die zu dieser Zeit aktuelle Wortstellungsfrage im Mittelpunkt der Diskussion. In beiden Bereichen wird die Anpassungsfähigkeit als ein besonderer Vorzug des Deutschen hervorgehoben. Daher wird auch das einen regional bestimmten Wortschatz zur Norm erhebende Adelungsche Wörterbuch heftig kritisiert — dagegen argumentiert Klopstock, wohl mehr der Dichter als der Sprachwissenschaftler, für das Recht auf den jeweils eigenen Ausdruck; dazu äußert sich Klopstocks *Bildsamkeit*:

Denn du verlangst doch gewiß nicht von mir, daß ich begreifen soll, warum sich Wieland das mundartliche Wörterbuch auf das Pult nagelte. (92)

Wieland hatte ja tatsächlich nach dessen Erscheinen das Adelungsche Wörterbuch dazu genutzt, undeutsche Wörter zu vermeiden — wiewohl er sich andererseits kritisch mit Adelungs Hochdeutsch-Konzept auseinandersetzt (s. Naumann 1985: 31).

Gemäß der Tendenz, die deutsche Hochsprache als eine gleichwertige europäische Kultursprache auszuweisen, gewinnt auch der Kampf gegen die *Ausländerei* ein neues Gesicht: es geht darum, zu beweisen, daß die deutsche Sprache aus eigener Kraft genug *Bildsamkeit* besitzt, um der Anleihen aus anderen Sprachen entbehren zu können. Im Bewußtsein der eigenen literarischen Leistungen wächst ein wesentlich freieres Selbstbewußtsein des Deutschen. So läßt Klopstock ein allegorisches Orakel in einem der Zwischengespräche verkünden:

Die deutsche Sprache reichert dem Philosophen, und dem Dichter beinahe zu, und verdient daher die Aufmerksamkeit des Untersuchers, der Sprachen von Sprachen unterscheiden will und kann. (36/37)

So trifft die spottende Satire die Verächter des Deutschen, darunter den Goethe der Venezianischen Epigramme und Friedrich II. von Preußen (s. Eichinger/Lüsebrink 1989: 215/16). Die Person, die in den Gesprächen dazu da ist, die Überlegenheit des Französischen hochzuhalten, heißt dann schon nicht mehr überraschend *Rivarolade*, nach Rivarol, dessen Schrift über die Universalität der französischen Sprache 1784 den Preis der Akademie zu Berlin erhalten hatte. Gegen seine Behauptungen werden die dort als Folgen eines unlogischen Wesens gekennzeichneten Merkmale des Deutschen als Vorteile im Hinblick auf die Bildsamkeit interpretiert, so z. B. die Kompositabildung, oder auch der komplexe Satzbau. Dennoch findet sich hier auch unterhaltsame Kritik an Exzessen, so nennt er die Philosophie, ihren übertriebenen Hang zur kompositionellen Kunstwörtlichkeit ironisierend:

*Scheingrundsatzmisfolgerungshalbbestimmungsbegriffsverfälschere'spitzfindigkeitswiderspruchssprachungebrauchsverbarbarungsfehlkunstwörterohnzielmaßweitschweifigkeitsstreitstraßführungsvernufttodschlagwissenschaft.*

An anderer Stelle erfreut er den Leser mit den

*Heiligerömischereichdeutschernazionsperioden,*

solcherart sowohl die übertriebene Kompositabildung wie den ungelenkten Satzbau des alten Kanzleystils als Exzesse kennzeichnend, die dem „Genius der Sprache“ (220/221) widersprechen.

Einige Gespräche sollen die Vorteile der invertierten deutschen gegenüber der geraden französischen Wortstellung belegen. Gerade hatte ja Rivarol den Vorzug der letzteren nochmals behauptet: sie sei die eigentlich logische Anordnung. Demgegenüber wird von Klopstock die höhere Anpassungsfähigkeit der deutschen Wortstellung hervorgehoben; auch das Französische habe außerdem seine Merkwürdigkeiten. So gibt es zum Beispiel ein Zwischengespräch über die Frageeinleitung, in dem die *Wasistdaswasdasistwashaftigkeit* bzw. *Qu'estcequec'estqueitude*, natürlich die Vertreterin des französischen Standpunkts, die als „die erste Busenfreundin der Rivarolade“ (71) ausführt:

Nicht so, ihr verwerft es auch, daß die Alten die Frage so ohne Einleitung, so ganz nackt hinstellten? (72)

„Natürlich“ desavouiert sich diese Frage durch die implizite Kritik an den klassischen Sprachen selbst. Und das Deutsche stellt sich hier ja in eine Reihe mit den Alten. Ganz generell ist das für Klopstock überhaupt der Hauptgrund für die Höherwertigkeit des Deutschen, daß es den klassischen Sprachen und vor allem dem Griechischen ähnlicher sei als das Französische oder das Englische. Diese in mehrerlei Hinsicht fragwürdige Interpretation soll hier nicht weiter besprochen werden. Klopstock hat in diesem Punkt schon einen Kritiker in August Wilhelm Schlegel gefunden, der selbst ein Antwortgespräch auf Gottscheds *Grammatische Gespräche* schreibt, darin aber sowohl

diese Argumentation — vor allem im Hinblick auf Wohlklang und Versmaß — als Grillenhaftigkeit bezeichnet, wie auch die ganze Form durch die Einführung einer Person *Grille* ironisiert. Die ansonsten geäußerte Wertschätzung gerade dieser Gespräche durch Schlegel beruht wohl darauf, daß auch die Romantiker ironisch-konversationelle Gesprächsformen schätzten und zeigt eher, daß sie mit Klopstocks sonstigen Arbeiten weniger anfangen konnten.

Ohne auf weitere behandelte grammatische Einzelheiten eingehen zu wollen, sei nochmals hervorgehoben, daß hier die im Laufe des Jahrhunderts sozusagen schon „bewährte“ Form des lukianischen Dialogs als Rahmen für eine amüsante Form gelehrter Unterhaltung gewählt wird. Daher sind nun auch die behandelten grammatischen Phänomene weniger ein Lernprogramm für das sprachliche Verhalten im einzelnen, die behandelten sprachlichen Erscheinungen sind interessant im Hinblick auf ihre Verwendbarkeit als Volkssymbole. Allerdings scheint die geringe Wirksamkeit der *Gespräche* zu zeigen, daß die Zeit für diese allegorische Füllung der Gesprächsform schon fast vorbei war. Auf jeden Fall bezeugt zu Klopstocks Zeit die Verwendung einer solchen dialogischen Form den Ausstieg aus der eindeutig auf Diskursivität festgelegten wissenschaftlichen Diskussion. Daß gesprächshafte Formen in bürgerlicher Einkleidung, ohne die allegorisch-antikische Einkleidung, im Sinne der Gesprächskultur des bürgerlichen Salons ein neues Gewicht gewinnen, zeigen Werke wie Karl Philipp Moritz' *Deutsche Sprachlehre für die Damen. In Briefen*, die 1781 in erster Auflage erschienen war.

## 7. Abschließende Überlegungen

Die Verwendung von Dialogen verändert in Abhängigkeit von der Durchsetzung des Gebrauchs des Deutschen in mehr und mehr Domänen ihre Funktion.

Zu Beginn wird der Schwerpunkt auf die unterhaltende Verlockung gesetzt, um dadurch das Wissen um die neue Form des Sprachgebrauchs an den Mann und die Frau zu bringen. Rückblickend kann man die verschiedenen dazu genutzten Arten von Dialogen als Elemente des Prozesses verstehen, in dem die neuen bürgerlichen Eliten sprachlich an ihre Aufgaben adaptiert werden. Dazu dienen vor allem in der Komödie und dem satirischen Dialog erprobte Darstellungsweisen. Durch diese Art der Präsentation und Propagierung eines angemessenen deutschen Sprachgebrauchs werden nach außen die Grenzen eines schichtbestimmten Kommunikationsmodells noch nicht gestört, unter der Decke allerdings dadurch, als ihre Tendenz dahin geht, das gesellschaftlich wichtige Wissen in der ursprünglich „niederen“ Darstellungsweise zu transportieren, während das ursprüngliche Ideal des honetten Konversationswissens rapide an gesellschaftlichem Ansehen verliert, insofern es einer am Nutzen orientierten Moral unterworfen wird.

Gegen Mitte des Jahrhunderts hat das Deutsche im Prinzip die Akzeptanz eines ausgebauten Kommunikationsmittels erreicht, dem auch die prestigehaltigsten Domänen zu-

gänglich sind. Der hier behandelte Dialog aus dieser Phase zeigt, wie versucht wird, praktischen Nutzen aus der spezifischen Erkenntnismöglichkeit zu ziehen, die das ernsthafte Gespräch unter gleichberechtigten Gesprächspartnern bietet. Rationale Durchdringung von Problemen ohne ideologische Vorbehalte ist es, was man sich vom vertrauten dyadischen Gespräch verspricht. In unserem Beispiel ist diese Funktion allenfalls bei theoretischen Überlegungen einigermaßen zu halten, bei der konkreten Darlegung der Einzelheiten kommt es zu einer erheblichen Disproportion in der Art und Aufteilung der Redebeiträge, die den genannten funktionalen Wert dieser Form in Frage stellt.

Wird so in der ersten Phase die Durchsetzung des Deutschen unterstützt und in der zweiten über die Sprache und ihre Struktur philosophiert, so wird in der dritten Phase die Durchsetzung des Deutschen als ein *fait accompli* genommen, der es erlaubt, die solcherart emanzipierte Sprachverwendung zu bewerten. Der Geist der Zeit, geprägt von den Ideen der sensualistischen Aufklärung, behandelt die Sprache unter ihrem nationalen und politischen Aspekt. Noch einmal wird die alte satirische Allegorie bemüht, um zum Amüsement des gebildeten Deutschen das Deutsche seinen Rang unter den europäischen Sprachen behaupten zu lassen. Dabei haben wir die Ebene der bürgerlichen Gleichberechtigung wieder verlassen, auf der Bühne der nationalen Antike der Gelehrtenrepublik steht die praktische Funktion der Sprache hinter ihrem nationalen Repräsentationscharakter zurück.

Im Jahre 1817 wird Johann Wolfgang Goethe seinem Aufsatz mit dem Titel *Deutsche Sprache* ein Resumé voranstellen, welches die ununterschiedene Ambivalenz zwischen nationaler und bürgerlicher Bedeutung der Durchsetzung des Deutschen hellsichtig widerspiegelt; es kann als ein Schlußwort über den im 18. Jahrhundert abgelaufenen soziolinguistischen Wandel gelten:

Dies verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vorigen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte. ... Diese Personen sämtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhabigen, auch ein sittliches Behagen fordernden Verhältnissen befinden, alle können ihre Lebens- und Lehrbedürfnisse innerhalb der Muttersprache befriedigen. (Goethe 1902 [1817], 115/16)

## Literatur

- Hans Arens: Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Band 1. Von der Antike bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 1969.  
 Werner Bahner/Werner Neumann (Hg.): Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung. Berlin 1985.  
 Renate Baudusch-Walker: Klopstock als Sprachwissenschaftler und Orthographiereformer. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Grammatik im 18. Jahrhundert. Berlin 1958.  
 Gerhard Bauer: Zur Poetik des Dialogs. Leistung und Formen der Gesprächsführung in der neueren deutschen Literatur. 2. Aufl. Darmstadt 1977 (IdF 1).  
 Eric A. Blackall: Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775. Mit einem Bericht über neuere Forschungsergebnisse 1955–1964 von Dieter Kimpel. Stuttgart 1966.

- Herbert Ernst Brekle/Hans-Jürgen Höller (Hg.): *Bio-Bibliographisches Handbuch der deutschsprachigen Grammatiker, Sprachtheoretiker und Lexikographen des 18. Jahrhunderts*. Bd. 1: A–D (Computerausdruck). Regensburg 1985.
- Günther Buck: Das Lehrgespräch. In: Stierle/Warning (1984). 191–210.
- Dieter Cherubim/Helmut Henne/Helmut Rehbock (Hg.): *Gespräche zwischen Alltag und Literatur. Beiträge zur germanistischen Gesprächsforschung*. Tübingen 1984 (Reihe Germanistische Linguistik 53).
- Johann Georg D. [= Philipp Christoph Graß]: Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, wie solche aus der Unterredung des Herrn A. mit einem jungen Herrn von Adel auszugsweise schriftlich aufgesetzt und nun zum Besten der Jugend durch den Druck bekannt gemacht worden von Johann Georg D. Schwabach 1769.
- Hans Eggers: *Deutsche Sprachgeschichte IV: Das Neuhochdeutsche*. Reinbek 1977.
- Ludwig M. Eichinger: *1200 Jahre deutsche Sprache*. Bad Godesberg 1988. (= *Deutscher Kulturspiegel* H. 6, 1988).
- Ludwig M. Eichinger/Claire Lüsebrink: Gespräche über die Sprache. In: Brigitte Schlieben-Lange (Hg.): *Fachgespräche in Aufklärung und Revolution*. Tübingen 1989. (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 47). 197–240.
- Joachim Gessinger: *Sprache und Bürgertum. Zur Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1980.
- Johann Wolfgang von Goethe: *Deutsche Sprache*. [1817] In: *Goethes Werke*. Hg. im Auftr. der Großherzogin Sophie von Sachsen. 41. Band. Erste Abtheilung, Weimar 1902. 109–117.
- Johann Christoph Gottsched: *Die vernünftigen Tadelinnen*. Herausgegeben von E. Reichel. Bd. 1 und 2. Berlin 1902 [1725/26].
- Johann Christoph Gottsched: Discurs des Übersetzers von Gesprächen überhaupt. In: Gottsched, J. Ch.: *Ausgewählte Werke*, hg. v. P. M. Mitchell. Zehnter Band. Erster Teil. Berlin/New York 1980 [1727]. 1–38.
- Johann Christoph Gottsched: *Handlexikon oder Kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Zum Gebrauch der Liebhaber derselben*. Hildesheim/New York [Leipzig] 1980 [1727].
- Johann Christoph Gottsched: Der entschiedene Rechtshandel der doppelten Buchstaben. In: Gottsched, H. Ch.: *Vollständige und neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefaßt, und bey dieser fünften Auflage merklich verbessert. [Leipzig 1762]. Bearbeitet von H. Penzl, Bd. 2 Berlin/New York 1978 (Gottsched, J. Ch.: *Ausgewählte Werke* hg. v. P. M. Mitchell. VIII/2) 779–796.
- Georg Philipp Harsdörffer: *Frauenzimmer Gesprächsspiele*. Hg. v. I. Böttcher 8 Bde. Tübingen 1968/69.
- Johann Gottfried Herder: *Frühe Schriften*. Herausgegeben von Ulrich Gaier. Frankfurt/M. 1985 (Johann Gottfried Herder. Werke in zehn Bänden. Band 1).
- Rudolf Hirzel: *Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch*. Bd. 1 und 2. Leipzig 1895.
- Max Hermann Jellinek: *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung*. Zwei Halbbde. Heidelberg 1913 & 1914.
- Friedrich Gottlieb Klopstock: *Grammatische Gespräche*. 1794; 1795; 1796; 1821; 1795. In: Klopstock, Fr. G.: *Sämmtliche Werke*. Neunter Band. Leipzig 1855. 1–322.
- Friedrich Kluge: *Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze*. Vierte, durchgesehene Auflage. Straßburg 1904.
- Gottfried Wilhelm Leibniz: *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache* [1717], Zwei Aufsätze. Hg. v. U. Pörksen und J. Schiewe. Stuttgart 1983.
- Gotthold Ephraim Lessing: *Schriften II. Antiquarische Schriften. Theologische und philosophische Schriften*. Eingeleitet von K. Beyschlag. Frankfurt/M. 1967 (Lessings Werke. Herausgegeben von Kurt Wölfel. Dritter Band).
- Rosemarie Lühr: F. G. Klopstocks Fragmente über die deutsche Sprache. Von der Wortfolge. In: *Sprachwissenschaft* 13 (1988), 198–256.
- Niklas Luhmann: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 1. Frankfurt/M. 1980.
- Wolfgang Martens: *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*. Stuttgart 1971.
- Karl Philipp Moritz: *Deutsche Sprachlehre für die Damen*. In *Briefen*. Berlin 1782.
- Bernd Naumann: *Adelung*. In: Brekle/Höller (1985) 12–42.
- Bernd Naumann: *Grammatik der deutschen Sprache zwischen 1781 und 1856*. Berlin 1986 (Philologische Studien und Quellen 114).
- Herbert Penzl (Bearb.): *Johann Christoph Gottsched, Deutsche Sprachkunst: Varianten und Kommentar*. Berlin/New York 1980 (Johann Christoph Gottsched *Ausgewählte Werke* hg. v. P. M. Mitchell VIII/3).
- Antoine de Rivarol: *De l'universalité de la langue française* [1784]. In: *Oeuvres choisies*. Bd. 1. Paris 1880.
- Aldo Scaglione: *Komponierte Prosa von der Antike bis zur Gegenwart*. Band 2: *Die Theorie der Wortstellung im Deutschen*. Stuttgart 1981.
- Walter Schatzberg: *Gottsched as a popularizer of science*. In: *MLN* 83 (1968), 752–770.
- Jürgen Schlaeger: *Vom Selbstgespräch zum institutionalisierten Dialog — Zur Genese bürgerlicher Gesprächskultur in England*. In: Stierle/Warning (1984). 361–376.

- August Wilhelm Schlegel: Der Wettstreit der Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Sprache [1798. In: A. W. Schlegel: Sprache und Poetik. Stuttgart 1962 (Kritische Schriften und Briefe I). 219–259.
- Brigitte Schlieben-Lange: Tradition des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart 1983.
- Brigitte Schlieben-Lange (Hg.): Fachgespräche in Aufklärung und Revolution. Tübingen 1989 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 47).
- Claudia Schmölbers (Hg.): Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie. München 1979 (dtv 4446).
- Justus Georg Schottel: Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache. Braunschweig 1663.
- Horst Sitta (Hg.): Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. Tübingen 1980 (Reihe Germanistische Linguistik 21).
- Jürgen von Stackelberg (Hg.): Europäische Aufklärung III. Frankfurt/M. 1980 (= Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 13).
- Jürgen von Stackelberg: Die französische Frühaufklärung. In: J. v. Stackelberg (Hg.) (1980), 25–50.
- Karlheinz Stierle/Rainer Warning (Hg.): Das Gespräch. München 1984 (= Poetik und Hermeneutik XI).
- Gustav Waniek: Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Leipzig 1897.
- Irmgard Weithase: Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. Bd. 1 und 2. Tübingen 1961.
- Christoph Martin Wieland: Sämtliche Werke, Fünf und zwanzigster Band: Göttergespräche. Gespräche im Elysium. & Ein und dreissigster Band: Gespräche unter vier Augen. Hamburg [Leipzig] 1984 [1796 & 1799].
- Rainer Wimmer: Die Textsorten des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert. In: Werner Besch/Oskar Reichmann/Stephan Sonderegger (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch ... 2. Halbband. Berlin/New York 1985. 1623–1633.

## „einhundert ... sind wirklich genug“

Oder:

Zu dem amtlichen Bemühen  
um eine vernünftige Regelung der deutschen Rechtschreibung

Von Wolfgang Mentrup

Gestern war Heute  
Hundert Jahre Gegenwart  
(Ingeborg Drewitz, Romanntitel)

Heute  
ist immer noch  
Gestern.

### 0. Der Einstieg

Zwei markante amtliche Stationen auf dem Wege, den die Entwicklung der deutschen Rechtschreibung und ihrer Regelung bis heute genommen hat, bilden die Jahre 1876 und 1901, in denen in Berlin die 1. bzw. die 2. Orthographische Konferenz stattgefunden hat.



